

Philosophentag

O Mensch!

Vorbei sind die Zeiten, als sich akademische Philosophen über die Berechtigung ihres Tuns Gedanken und diese zum Thema von Konferenzen machen mussten: Wozu noch Philosophie? Die Korrosion traditioneller menschlicher Selbstbeschreibungen durch die Entwicklungen in den Lebens- und Technikwissenschaften hat das personell ausgeehrte Fach wieder selbstbewusst gemacht und mit festem Sitz in Bioethik wie Technikfolgenabschätzungsgremien ausgestattet. Die Fragen kommen auf den Philosophen zu, er muss sie nicht erst erfinden.

„Kreativität“, so hatte der Titel des letzten Deutschen Kongresses für Philosophie gelautet, zum Befremden vieler Teilnehmer, die sich nicht zum Erschaffen, sondern für die Reflexion auf Bedingungen und Folgen des Schaffens bestellt sahen. Der diesjährige Philosophentag traf in Essen mit seinem Thema „Lebenswelt und Wissenschaft“ weniger den Zeitgeist als das verbreitete Gefühl, dass eine autonome Lebenswelt immer weniger leicht auffindbar ist, je stärker Theorie und Technik den Alltag durchdringen. Wer heute eine Mail verschickt, nimmt Leistungen der Automatentheorie, der Lehre von den rekursiven Funktionen, der Chemie, Physik und vieler weiterer wissenschaftlicher Gebiete in Anspruch. Wer sich einen Neurochip implantieren lässt oder kognitionssteigernde Pillen einnimmt, verschiebt nicht nur seine Leistungsfähigkeit, er muss auch das, was er unter seiner Person versteht, neu bestimmen.

Es fehlte die Philosophie im Titel der Veranstaltung. Carl Friedrich Gethmann wies ihr in seiner Eröffnungsrede die Aufgabe des „ideologiekritischen Gegengewichts zu, damit Wissenschaft sich nicht falscher Indienstnahme unterwirft“. Damit stellte er den Kongress unter die Leitfrage, auf welchen Horizont die Wissenschaften bezogen sind, von welchen Bedeutungsdimensionen sie aus methodischen Gründen abschen und in welchem Verhältnis sie damit wiederum zu allen möglichen Horizonten, auf die ein menschliches Leben bezogen sein kann, stehen. Bei ebendieser Frage war Edmund Husserl schon 1936 in seiner Schrift über die Krise der europäischen Wissenschaften angelangt.

Aber handelt und denkt heute, wer keinen naiven Wahrnehmungsrealismus für sich reklamieren will, nicht auch immer theoriegeladen? Michael Hampe (Zürich) brachte es auf die trockene Pointe, man könne sein Beileid

auf einer Beerdigung nicht in der Sprache der Newtonschen Physik ausdrücken. Der in seinem alltäglichen Handeln von wissenschaftlicher Theorie durchzogene Mensch sei selbst noch kein Theoretiker. Er ist es erst, wenn er die Intention zur theoretischen Erklärung hat. Die Lebenswelt sei keine Prothetik. Als solche nahm sie hingegen Peter Janich (Marburg), der beim Falten von Papieren demonstrierte, dass den naturwissenschaftlichen Theorien ein Verständnis von Zeit eingehe, dass eben nicht theoretisch, sondern aus der praktischen Beschäftigung mit den Dingen hervorgegangen sei. Das Verständnis der Zeitmodi, auch das der Evolutionstheorie, habe im kommunikativen Handeln seinen Ursprung.

Vorträge zu einer „transnationalen Ethik migrierender Programme“, zur „Autonomie autonomer technischer Systeme“ oder „Wie man eine Maschine beltigt“ verdeutlichten, dass die Unterscheidung von Technik und Praxis nicht mehr so leicht zu treffen ist. Die tiefgreifendsten Technologien verbinden sich ununterscheidbar mit den Strukturen des täglichen Lebens. Sie schreiben sich teils selbst fort und machen die übliche Herleitung von Ursachen nicht mehr möglich. Um dem Verlust der Urteilskraft zu begegnen, plädierte Christoph Hubig (Stuttgart) für eine ständige Parallelkommunikation zwischen System und Nutzer.

Die deutlichste weltanschauliche Konfliktlinie verlief zwischen Naturalisten und Antinaturalisten, wobei sich Letztere im Lager einer wiedererstarbten philosophischen Anthropologie fanden. Auch die Anthropologie selbst ist jedoch zum Kampfplatz von naturalistischen und antinaturalistischen Deutungen geworden. Den Begriff der Person kann man auch mit den Mitteln der Tiefenhirnstimulation zu bestimmen versuchen oder ekstatisches Erleben auf die Überstimulation von Gehirnarealen zurückführen. Marc Rölli (Darmstadt) brachte den Zweifel auf den Punkt, aus Aussagen über die Natur des Menschen ethische Normen ableiten zu können, die dann zu Argumentationspotential in bioethischen Kommissionen herangezogen werden.

Der britische Naturalist John Dupré (Exeter), der die menschliche Evolution im Gebrauch des Mobiltelefons gipfeln sah, urteilte hingegen auch kulturalistisch. Denn für ihn verweist die Entwicklung des Handys auf die Fähigkeit, die Bedingungen der eigenen Evolution selbst zu beeinflussen. Dass er in seiner technologiegetriebenen Definition des Menschen als des handynutzenden Tiers grundlegende Eigenschaften wie die Möglichkeit des selbstreferentiellen Bewusstseins unterschlug, machten Dupré seine hartnäckigen Diskussionsgegner bewusst. „If you ask me, what I cherish...“, sagte er da beschwichtigend und deutete an, dass unter dem Gesichtspunkt der Sympathie all seine Deutungen eine andere Verlaufslinie annehmen könnten. THOMAS THIEL